ESSAY

Sturm der Moleküle

Die Befreiung aus der Diktatur Gaddafis ist ein Erfolg der Libyer und der Uno. Von Christoph Reuter

Es hat schon Machtwechsel gegeben, die zuversichtlicher stimmten als dieser in Tripolis. Zu Tausenden rollen die Revolutionskämpfer in ihren verbeulten, zerschossenen Pick-ups mit selbstgebastelten Granatwerfern oder Maschinengewehren auf der Ladefläche durch die Straßen, brüllen verwilderte Gestalten jedem, der die allgegenwärtigen Checkpoints passiert, ihr heiseres „Allahu akbar“ entgegen, bellt das Echo von Schüssen durch die Stadt. Mehr als 400 Menschen sind in den Tagen des Endkampfes bis Freitag in Tripolis umgekommen, die Toten unter Gaddafis letzten Getreuen nicht mitgezählt.

Wenig scheint geblieben vom moderaten Aufstand der Anwälte und Ärzte in den ersten Tagen im Februar, als binnen Wochenfrist der gesamte Osten Libyens fast geschlossen die Seiten wechselte und die letzten Gaddafi-Anhänger einfach nach Hause geschickt wurden. Doch hinter dem einst unbekannten Städtchen Brega endete die Revolution als Selbstläufer, und es begann jener zähe Kleinkrieg, der nun, sechs Monate später, in Tripolis sein Ende findet. Ein siegreiches Ende – weil die Nato den Aufständischen den Weg freigebombt hat.

SERGEY PONOMAREV / AP

Rebellen auf Gaddafi-Denkmal in Tripolis

„Ohne die Nato und die Luftangriffe wären wir doch alle tot.“

Auf den Straßen der Stadt strömen immer wieder Plünderer aus den jetzt leerstehenden Villen der Günstlinge und Söhne Gaddafis, und in der westlichen Welt wächst die Sorge, ob Libyen, von Gaddafi erlöst, nicht ein zweites Somalia oder ein zweiter Irak werden könnte. Ob die Stabilität unter dem irrlichternden Oberst dem Chaos nicht vielleicht doch vorzuziehen gewesen wäre.

Doch fragt man die Plünderer in Tripolis, geben sie überraschende Antworten: Der Koffer voller Schuhe aus der Villa des Armeechefs? Der sei für ein Auffanglager befreiter Gefangener bestimmt. Der Koran aus dem Anwesen des Geheimdienstchefs? Für eine Moschee. Die mitgenommene Schweizer Armbanduhr: für die Familie eines Märtyrers. Die Schuhe tauchen später tatsächlich in der Unterkunft der Häftlinge auf, und auch sonst täuscht das Bild völliger Anarchie: Banken, Geschäfte, Ministerien sowie das Kraftwerk im Westen der Stadt sind fast unangetastet geblieben und werden von den Revolutionsposten oder Nachbarschaftsmilizen bewacht. Während um die letzte Hochburg der Gaddafi-Getreuen, das Viertel Abu Salim, noch gekämpft wird, fegen Freiwillige ein paar Straßen weiter schon Müll und Schutt von den Wegen. Ein weinender Dieb wird von Kämpfern vernommen.

Im Irak 2003 war das anders. Was damals durch Bagdad wogte, war ein brandschatzender Mob: Geschäfte, Banken, Ministerien, Krankenhäuser, Universitäten, alles, was nicht von den US-Truppen bewacht wurde – wie das Ölministerium –, wurde ausgeraubt und niedergebrannt. Niemand hielt die Plünderer zurück, keiner fühlte sich für mehr verantwortlich als für sein eigenes Haus. Die deutsche Botschaft dort: eine Ruine, aus der noch Türen und Fensterrahmen herausgestemmt worden waren. Die deutsche Botschaft in Tripolis vergangenen Freitag: unangetastet, selbst die Fahne weht noch.

Die Oberflächen mögen sich ähneln. Doch zwischen den Aufständen der „Arabellion“, die in ihrer brutalsten Form gerade in Libyen und Syrien ausgetragen werden, und den „regime changes“ im Irak und in Afghanistan besteht ein fundamentaler Unterschied: Was derzeit in der arabischen Welt geschieht, ist die erste echte Erhebung der Völker von innen und kommt selbst ohne das aus, was Revolutionen meist haben – eine Führung. Kein Lenin, kein Mao, nicht mal ein Marx oder ein Mohammed haben sie entfesselt. Ein Sturm der Moleküle, eine Bewegung aus Millionen von Momenten, in denen jeder einzelne Mensch für sich beschloss, dass es nun genug sei. Wohin das vorläufig führen wird, ist offen und in jedem Land anders, nur eines steht fest: Ein Zurück zur Diktatur nach einem Umsturz wird es nicht geben.

In Afghanistan und im Irak hingegen, deren Völker ungefragt von amerikanischen Truppen befreit wurden von der Glaubenswillkür der Taliban und von Saddam Husseins Tyrannei, haben die Verhältnisse eine bizarre Runde gedreht: zurück zur Ausgangslage. Aller Macht der Militärs und der Milliardenaufwendungen zum Trotz wird der Irak abermals von einem Autokraten regiert, der nach der letzten Wahl befand, er könne doch auch als Verlierer im Amt bleiben. In Afghanistan lauern, hochgerüstet, die gleichen Fraktionen wie vor dem Durchmarsch der Taliban auf den Abzug der Ausländer: um endlich wieder einmal klären zu können, wer denn nun herrscht. So wie nach Abzug der Sowjets 1989.

Das Fazit: Von außen allein funktioniert es offensichtlich nicht. Auch wenn die Besatzer, in vielem durchaus zu Recht, behaupten, doch nur das Beste für das Land zu wollen. Staaten, selbst arabische Autokratien, sind viel zu komplizierte, spannungsreiche Gebilde, als dass sie allein rationalen Erwägungen ihres Gemeinwohls folgen würden.

Von innen hat es in Tunesien und Ägypten funktioniert, die Diktatur zweier Herrscherfamilien zu stürzen, die sich mit politischer Unterdrückung und mafiöser Gier ins Abseits manövriert hatten. Doch Libyen, revolutionstechnisch eine halbe Sache, wurde zur Gretchenfrage für die Welt: der Osten befreit, der Westen fast vollständig unter Kontrolle Gaddafis, der drohte, die rebellischen „Ratten“ zu vernichten. Was würde ein Militäreinsatz bewirken? Einen weiteren Sumpf der Undankbarkeit schaffen wie Afghanistan? Al-Qaida an die Macht bringen, wie die Apokalyptiker der ewigen Terrorgefahr orakelten?

Gewiss, man hätte den Eingriff in Libyen unterlassen können. Man hätte wohl nur ein paar Tage warten müssen, und Gaddafi hätte das Problem auf erprobte Art erledigt. Und sie alle umgebracht, die sich in der Cyrenaika gegen ihn erhoben hatten. Auch Guido Westerwelles empörte Appelle hätten ihn nicht abgehalten. Die Panzerkolonnen standen am Abend der Uno-Resolution 1973 vor Bengasi, es war eine Frage von Stunden.

Dann hätte die Welt ein weiteres Mal zugeschaut, nach Ruanda, Srebrenica und Darfur, wie ein Regime seine eigene Bevölkerung umbringt. Genau aus diesen Erfahrungen aber zog die Uno-Generalversammlung schon vor Jahren und ziemlich unbemerkt eine dramatische Konsequenz: indem sie 2005 eine „Schutzverantwortung" der Weltgemeinschaft und damit die Aufhebung der staatlichen Souveränität beschloss für den Fall, dass eine Regierung darangeht, ihre Untertanen zu massakrieren.

Dieser Gezeitenwechsel im Völkerrecht war Grundlage der Resolution und der folgenden Angriffe. Der Sieg über Gaddafi ist sein Erfolg. Und in Tripolis schaut noch der verwegenste Zauselbart unter den Revolutionskämpfern ziemlich liebevoll drein, wenn es um die Nato und die Luftangriffe geht: „Ohne die wären wir doch alle tot." Die Kommentare irakischer Aufständischer, man erinnert sich, klangen anders.

Wer heute mäkelt über die libysche Unübersichtlichkeit und die lauten Auseinandersetzungen in Tunesien und Ägypten im Vergleich zur Ruhe früher, übersieht eines: dass der Glaube an die Stabilität der Diktaturen nichts weiter war als die Illusion gekaufter Zeit. Jahrzehntelang sah die Machtelite des Nahen Ostens aus wie von Gunther von Hagens lebend plastiniert: die gleichen wächsernen Herrschergesichter, die seit 20, 30 Jahren an der Macht waren. Stillstand, Angst, Opportunismus, Flucht in die Emigration oder den Glauben waren die kümmerlichen Auswege.

Es war eine Hypothek auf die Zukunft, die irgendwann so oder so zurückzuzahlen gewesen wäre. Denn diese Stabilität funktionierte nur unter den Bedingungen der Tyrannei, die keine Konflikte zuließ. Unter Saddam war es egal, nach welcher Façon einer selig wurde, welchem Volk er zugehörte, solange er nur gehorsam blieb.

PATRICK ROBERT / CORBIS

Sturz der Saddam-Statue in Bagdad 2003

Der Glaube an die Stabilität der Diktatur ist die Illusion gekaufter Zeit.

Aber woran orientieren sich Menschen, wenn plötzlich der Führer fehlt und es auch keine Parteien gibt? Nach aller Erfahrung an dem, was sie kennen: Volk und Glaube. Im Irak vor dem Einmarsch der Amerikaner gab es die Friedhofsruhe der Gleichheit, und es gibt sie immer noch in Syrien unter Assad – wobei Minderheiten eher bevorzugt als verfolgt wurden, weil sie seltener dazu neigen, aus ihren Reihen Putschisten hervorzubringen.

In der Wirrnis der jähen, verordneten Freiheit im Irak 2003 wurde die Herkunft zur unentrinnbaren Identität. In Bagdad begannen Schiiten, die Sunniten zu hassen, und umgekehrt, Todesschwadronen betrieben konfessionelle Säuberung ganzer Stadtviertel mit Akku-Bohrmaschinen, um Munition zu sparen. Ein Bürgerkrieg völlig entfesselter Grausamkeit begann und hat bis heute nicht vollständig aufgehört.

Die Geißel der Gegenwart im Nahen Osten sind nicht die Grenzziehungen der Kolonialmächte, so anmaßend diese auch gewesen sein mögen. Dafür sprechen die Unterschiede der Staaten bei ähnlicher Ausgangslage: Der höchst unruhige Jemen hat seine Grenzen weitgehend selbst gezogen. Oman und Jordanien, auf vergleichsweise ruhigem Weg hin zu demokratischeren Verhältnissen, wurden am Reißbrett entworfen.

Das große Risiko sind die ungeklärten Fragen, wer mit wem in einem Staat zusammenleben möchte oder wenigstens kann. Historische Rivalitäten und Erfahrungen, alles tritt wieder ans Tageslicht, wenn die eiserne Klammer wegbricht. Denn ohne ein Mindestmaß an innerem Zusammenhalt treiben Freiheit und Kontrollverlust einen Staat verschiedener Konfessionen und Ethnien in die Stagnation des gegenseitigen Belauerns oder in den Bürgerkrieg. Ein homogenes Land wie Tunesien wird das weniger zu spüren bekommen. Einen Flickenteppich wie Syrien kann es zerreißen wie Somalia oder den Libanon, dessen Bewohner ihren auf Handel und Banken gründenden Wohlstand von 1975 bis 1990 mit grenzenloser Energie der Selbstzerstörung opferten. Ohne den Nationalismus mit all seinen Verwirrungen, seiner Gleichmacherei von Völkern und Glaubensgruppen, funktioniert die Demokratie nur sehr selten.

Diese Schwäche innerer Zerrissenheit macht die Herrschaft der Assads in Syrien so stark. Das Regime schürt den Hass der Minderheiten gegen die sunnitische Mehrheit, um sich selbst als letztes Mittel dagegen zu empfehlen. Es steht in Grausamkeit Gaddafi in nichts nach – aber zeigt auch nach fünf Monaten des Mordens kaum Risse, und so etwas wie das befreite Bengasi gibt es dort ebenfalls nicht. Die Menschen gehen trotzdem weiter auf die Straße, lassen sich verhaften, foltern, umbringen.

Libyens Revolution mag blutig gewesen sein. Im Vergleich zu dem, was in Syrien geschehen könnte, war sie noch harmlos. Stoppen aber lässt sich, was heute in den so lange stillstehenden arabischen Staaten geschieht, nicht. Aufhalten vielleicht wie im winzigen Bahrain, wo vor allem die schiitische Mehrheit gegen die sunnitischen Machthaber rebellierte und ohne größeren Protest Amerikas und mit saudi-arabischer Militärhilfe der Aufstand vorläufig beendet wurde. Aber der Preis, dem eigenen Volk den Krieg zu erklären, ist hoch. Zu hoch, um sich auf Dauer durchhalten zu lassen, wenn drum herum alles ins Rutschen gerät.

Ägyptens Nobelpreisträger Mohamed ElBaradei hatte schon recht, als er schrieb, der „Zug der Freiheit" gewinne an Fahrt. Dass diese Fahrt aber nur angenehm sein wird, ist unwahrscheinlich.

In Libyen ist alles offen. Es gibt Zeichen der Hoffnung und eine Riege kluger Führer um die sechzig, die sich bemüht, die jungen Kämpfer unter Kontrolle zu halten. Ebenso gibt es Szenen wie jenen jähen Streit in einer Gasse des Stadtteils Misran in Tripolis, als zwei Gruppen von Revolutionären jählings mit Fäusten aufeinander losgehen. Es ist ein gemischtes Viertel, in dem viele Einwanderer aus den Nafusa-Bergen des Westens leben. Was hier gerade ausgetragen wird, ist eine alte Rivalität der Stämme aus Nalut und Sintan um die aktuelle Frage, wer dieses Viertel befreit und, wichtiger noch, wer hier die Macht habe. „Wir haben ja nichts, um für die Zukunft zu planen", kommentiert der Fahrer, der eigentlich Kaufmann ist, im Vorbeifahren, „keine Parteien, keine Erfahrungen mit Kompromissen, keine Ahnung, wie Politik überhaupt funktioniert. Sollte ich Angst haben? Nun müssen wir halt schwimmen lernen. Immerhin haben wir gezeigt, dass wir als Volk zusammen den Krauskopf stürzen konnten!" ◆